



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Salzburg und die Tauernpässe. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

im zeitgenössischen Amerika, sondern in dem von Kleinstaaterei zerrissenen Deutschland von 1830. Die wirtschaftliche Lebensfähigkeit war richtig erkannt worden, aber einen solchen Erfolg hat auch der Gründer Bremerhavens sicherlich nicht geahnt. Die ganze bremische Seehandelsflotte maß 1825 16100 Tonnen. Heute gibt es ein Bremer Schiff, den Lloyd-Dampfer „Kronprinz Wilhelm,“ der mit 14900 Tonnen nahezu so groß ist wie damals die ganze bremische Handelsflotte! Die letzte aber hat heute einen Tonnengehalt von 1012000, sie ist also dreißigmal so groß wie damals.

Die Blüte der Weserhäfen ist aber zugleich die Folge des außerordentlichen Emporkommens der deutschen Industrie und des deutschen Handels und Verkehrs. Hamburg und Bremen sind die hauptsächlichsten Vermittler unsrer lebendigen Teilnahme an der Weltwirtschaft. Deshalb sei beiden zum Heile des Ganzen ein glückliches Fortschreiten auf ihrer Bahn gewünscht!



Salzburg und die Tauernpässe

Von Otto Kaemmel

2

Auch für diese kirchlichen Beziehungen war die Herrschaft Salzburgs über die Tauernpässe wichtig, und sie wurde wiederum lange Zeit nur durch das ausgedehnte weltliche Gebiet verbürgt. Dessen Verfassung hat sich auf denselben Grundlagen und in denselben Richtungen entwickelt wie in allen andern geistlichen Territorien. Schon im zehnten Jahrhundert wirkte neben dem Domkapitel bei Erwerbung und Veräußerung kirchlicher Güter der „Rat der Getreuen“ (*consilium fidelium*) geistlichen und weltlichen Standes mit. Aus ihm entwickelten sich seit dem dreizehnten Jahrhundert die Landstände, der Landtag, der bei der Landesgesetzgebung und Besteuerung gehört werden mußte. So kamen das Landfriedensgesetz von 1287 und das Landrecht von 1328 zustande, und die Macht der Landstände wurzelte um so fester, als das Domkapitel bei der Wahlkapitulation, die der neu erwählte Erzbischof annehmen und beschwören mußte, für die Sicherung ihrer Rechte sorgte. Auch die freien Dorfgemeinden setzten in Weistümern ihre Rechte fest, ebenso die Bischofsstadt Salzburg ihr Stadtrecht (seit dem dreizehnten Jahrhundert) und eine beschränkte Selbstregierung; die freie Ratskur erlangte sie erst 1481 durch ein Privilegium Kaiser Friedrichs des Dritten. Außer Salzburg gab es nur noch fünf landesherrliche Städte (Laufen, Tittmoning, [Reichen-] Hall, Mühlendorf am Inn und Radstadt). Im Landtage aber spielten die Prälaten und die Ritter, die zugleich die Gerichtsbarkeit und die Polizeigewalt auf ihren Grundherrschaften ausübten, die Hauptrolle. Das ganze Stiftsgebiet teilte sich in eine Anzahl „Ämter“ (im achtzehnten Jahrhundert vierzig) unter Pflegern; dagegen gehörten die Besitzungen des Erzstifts in Steiermark und Kärnten staatsrechtlich zu

diesen Ländern und standen unter den „Bizedomen“ von Leibnitz (für die steirischen) und von Friesach (für die kärntischen Güter). Aus dem natürlichen Gegensatz zwischen dem Erzbischof und seinen Landständen entwickelten sich seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts schwere Kämpfe, die durch die Verflechtung mit den kirchlichen Bestrebungen der Zeit, vor allem mit dem Eindringen des Protestantismus im Salzburger Lande, noch verschärft wurden. Unter Leonhard von Keutschach (1495 bis 1519) mußte die Stadt Salzburg, die nach Reichsfreiheit strebte und sogar an eine Säkularisierung des Stifts dachte, im Jahre 1511 auf ihre freie Ratskür verzichten und sich mit zwei Bürgermeistern begnügen, die an die Zustimmung des erzbischöflichen Stadtrichters und eines Bürgerausschusses gebunden waren. Als sie 1523 mit dem glänzenden, ehrgeizigen, herrischen Matthäus Lang (1519 bis 1540) den Kampf wieder begann, verlor sie sogar ihre städtischen Freiheiten fast ganz, sodaß der Erzbischof künftig den Stadtrichter, den Bürgermeister und die zwölf Schöffen einsetzen und verändern konnte. Um so eifriger beteiligte sie sich an dem großen Bauernkriege 1525/26, der das ganze Stift, Steiermark, Oberösterreich und Tirol tief erschütterte und von den Wittelsbachern nicht ungern gesehen wurde, weil sie ihn zur Säkularisierung des Stifts benutzen wollten; zwei Monate lang wurde der Erzbischof im Sommer 1525 auf seiner unersteiglichen Hohen-Salzburg belagert. Erst das Einschreiten des Schwäbischen Bundes und der Habsburger machte im Sommer 1526 der Erhebung ein blutiges Ende, und auch die Säkularisation wurde abgewandt. Dafür beschwor Ernst von Bayern (1540 bis 1554) den Konflikt mit den Ständen herauf, indem er die herkömmliche Bestätigung ihrer Privilegien verweigerte, und Wolf Dietrich von Raittenau (1587 bis 1612), ein junger, feuriger, lebenslustiger Herr, ein harter Absolutist und ein territorialistischer Partikularist, drängte nicht nur das Kapitel beiseite, sondern unterließ auch seit 1599 die Berufung der Landstände; dazu begann er 1588 eine harte kirchliche Reaktion gegen seine lutherischen Untertanen, die schon damals in großer Zahl auswanderten, und erweckte sich neue Feinde, als er sich weder an den Beschlüssen der bayrischen Kreistage beteiligte noch der katholischen Liga von 1609 beitrug. Ja er korrespondierte mit der protestantischen Union und wollte durch ein „Ewiges Statut“ jeden Habsburger und Wittelsbacher von der Erzbischofswahl ausschließen. Aber als er mit Bayern wegen eines Salzvertrags in Streit geriet und deshalb am 7. Oktober 1611 die Propstei Berchtesgaden besetzte, da rückte auf den Ruf des längst tief erbitterten Domkapitels Herzog Maximilian in Salzburg ein. Der Erzbischof flüchtete über das Gebirge nach Kärnten, wurde aber dort in Gmünd festgenommen, erst nach Schloß Werfen, dann nach der Hohen-Salzburg gebracht und dort zum Verzicht gezwungen (8. März 1612). Trotzdem blieb er hier in den kleinen, engen Zimmern, die man noch heute zeigt, in Haft bis an sein Ende (16. Januar 1617). Sein Nachfolger, gegen die Absichten Bayerns gewählt, Mary Sittich von Hohenems (1612 bis 1619), aus dem alten rätischen Grafengeschlecht im Ober- rheintale, führte die katholische Reaktion im Pinzgau durch, aber Paris Graf von Lodron (1619 bis 1653), der Sprößling eines südtirolisch-italienischen

Geschlechts, der bedeutendste aller Salzburger Erzbischöfe nach Matthäus Lang, mußte sich in seiner Wahlkapitulation zur Wiederherstellung der Landstände verpflichten und führte diese auch mit der Berufung des Landtags von 1620 ehrlich aus. Mit seiner Hilfe ordnete er die zerrütteten Finanzen, machte Salzburg zu einer starken Festung, deren Zitadelle die Hohe Salzburg wurde, bildete aus seinen Bauern eine starke, schlagfertige Landwehr („Landfahne“) von dreizehn Fähnlein, stellte 1645 die Grenzen zwischen der landesherrlichen und der grundherrlichen Gerichtsbarkeit der Prälaten und der Ritter fest, ließ die Moore der salzburgischen Ebene unter holländischer Leitung austrocknen und griff durch zahlreiche Polizeiverordnungen in das Volksleben regelnd ein, alles in allem ein Regent, der die gesteigerte Staatstätigkeit des heraufsteigenden Zeitalters der absoluten Monarchie ebenso vertrat wie etwa Wallenstein als Herzog von Friedland.

Dieses Zeitalter, kunstgeschichtlich ausgedrückt das Zeitalter des Barocks, in wissenschaftlicher Beziehung die Zeit der polyhistorischen Gelehrsamkeit, in pädagogischer die Zeit der ständischen Berufsbildung, hat auch der Stadt Salzburg ihr charakteristisches, unverilgbares Gepräge gegeben. Auf engem Raume zwischen der Salzach und dem Steilabfall des Mönchsbergs, der sie wie ein riesiger Felsenwall umschließt, in schmalen winkligen Gassen zwischen hohen Häusern mit flachen Dächern und grünen Fensterläden zusammengedrängt, über denen zahlreiche Kirchtürme und Kuppeln ragen, macht sie in dieser ihrer Anlage den Eindruck einer mittelalterlichen und einer geistlichen Stadt, in ihrem Aussehen aber gewährt sie das Bild einer halbtalienenischen Stadt. Denn der Baustil der bessern Häuser, vor allem der Kirchen und der Paläste ist das Barock, der prunkvolle, weiträumige Herrenstil, der das Machtbewußtsein des neuen Fürstentums wie der erneuerten römischen Kirche so unvergleichlich zum Ausdruck brachte und deshalb auch die prächtigen Neubauten der großen österreichischen und steirischen Klöster, wie St. Florian, Melk, Göttweih, Kloster-Neuburg, Admont u. a. m. beherrschte. Die Bauweise der Renaissance zeigen vor allem die Gebäude der Hohen-Salzburg aus der Zeit Leonhards von Keutschach und einzelne Privathäuser, spätgotisch sind zum Beispiel die Benediktinerinnenkirche auf dem Nonnberge und die Franziskanerkirche, romanisch das schöne Südportal dieser Kirche und der Kreuzgang auf dem Nonnberge aus dem elften Jahrhundert. Aus den Anfängen des christlichen Salzburgs stammen nur noch die kleinen Kapellen in der Nagelfluhwand des Mönchsberges; die römischen Reste muß man in dem schönen Museum Carolino-Augustinum suchen, das wohlgeordnet die ganze Kulturentwicklung der Stadt und des Landes vor Augen führt. Aber das alles tritt doch hinter den Barockbauten, denen der Marmor des nahen Untersberges ein prachtvolles Material lieferte, weit zurück, beinahe ebenso wie in Rom. Wie einheitlich stilvoll präsentiert sich der mächtige Dom mit dem Domplatz vor der Front, den das uralte Petersstift und die einst erzbischöfliche Residenz, jetzt der gewöhnliche Sitz der entthronten großherzoglichen Familie von Toskana, flankieren, mit dem Residenzplatz auf der nördlichen Langseite, mit dem „Neubau“ und der Hauptfassade der Residenz im Osten und im Westen, dem

prächtigen rauschenden, sprühenden Residenzbrunnen in der Mitte! Das sind alles Werke aus der Zeit vom Ende des sechzehnten bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Den Neubau des 1598 abgebrannten Domes begann Wolf Dietrich, beendete 1628 Paris von Lodron nach den Plänen Vincenzo Scamozzis durch dessen Schüler Santino Solari; Wolf Dietrich begann auch die Residenz, der gegenüber sich das „Neugebäude“ (der jetzige Sitz der Landesregierung) erhob, und verlegte damit den Wohnsitz der Erzbischöfe von der unbequemen Festung hinunter in die Stadt. Als prächtigen Sommerstich schuf er das Schloß Mirabell am rechten Ufer der Salzach, das jetzt der Stadt gehört (1606); Marx Sittich baute Schloß Hellbrunn mit seinen mechanischen Wasserspielerien und seinem schönen, abwechslungsreichen Park, zu dem eine schnurgerade Allee alter Linden führt. Auch die spätern Erzbischöfe haben noch eifrig an der Verschönerung der Stadt gearbeitet. Unter Guidobald Grafen von Thun (1654 bis 1668) begann Antonio Dario den Residenzbrunnen, Johann Ernst von Thun (1687 bis 1709) errichtete am fürstlichen Marstall für die beliebten Ringelrennen (Karussells) die beiden Reitschulen, von denen die Winterreitschule teilweise in den Nagelfluhfelsen des Mönchsberges hineingearbeitet ist. Sigismund von Schrattenbach ließ 1765 bis 1767 durch eben diesen Felsen das Neutor brechen, um eine bequemere Verbindung mit der östlichen Vorstadt herzustellen.

Sa, zu bauen und zu leben verstanden diese fürstlichen Erzbischöfe, aber sie folgten auch der wissenschaftlichen Bewegung ihrer Zeit. Das St. Petersstift, der historische Kern des christlichen Salzburgs, hatte von Anfang an eine vielbesuchte Klosterschule und sammelte eine stattliche Bibliothek; Matthäus Lang, selbst humanistisch gebildet, berief 1520 den gelehrten Augustiner Johann Staupitz, den Berater Luthers, als Domprediger nach Salzburg und machte ihn dann, nachdem er zum Benediktinerorden übergetreten war, 1522 zum Abt des ehrwürdigen St. Petersstifts, als der er 1524 starb und sein Grab in der Weitzkapelle des alten Friedhofs fand. Unter Ernst von Bayern fand der geniale Arzt und Naturphilosoph Theophrastus Paracelsus nach langen Wanderjahren eine Heimstätte, kam aber schon 1541 durch einen schweren Sturz ums Leben; sein Haus („am Plagl“ Nr. 3 auf dem rechten Ufer an der alten Salzachbrücke) wird noch gezeigt. Aber das Bedeutendste geschah im siebzehnten Jahrhundert. Unter Marx Sittich entstand 1617 neben dem ältern erzbischöflichen Seminar ein „Gymnasium“ der Benediktiner; unter Paris Lodron wurde es 1623 in eine Universität umgewandelt, die besonders für die Heranbildung gelehrter Klostergeistlicher aus den Orden der Benediktiner, Zisterzienser, Prämonstratenser und Augustiner Chorherren bestimmt war. Mehr als hundert Klöster dieser Orden aus ganz Mittel- und Osteuropa sandten ihre Leute dorthin; aber auch zahlreiche junge Edelleute wurden hier aufgenommen, sodaß diese Hochschule der Benediktiner einen wahrhaft universalen Charakter gewann. Mit mehreren Kollegien ausgestattet (so das Collegium Virgilianum für einheimische Edelleute 1701 rechts von der Salzach) erhielt sie 1655 ein neues Gebäude, 1660 ein Theater für die Aufführung lateinischer und deutscher Schulkomödien, für die Salzburg in dieser Zeit der Bildung des galant homme

(homo politus, d. h. politicus), des Weltmanns, eine der wichtigsten Stätten wurde, und am Ende des siebzehnten Jahrhunderts die prächtige Kollegienkirche, das erste große Werk des berühmten Wiener Baumeisters Bernhard Fischer von Erlach. Noch 1737 kam zu der Universität eine der damals modischen Ritterakademien, und auch der letzte Fürstbischof, Hieronymus von Colloredo-Waldsee-Mels (1772 bis 1803), ein unbeliebter aber tüchtiger Regent, sammelte einen Stab von Gelehrten um sich. Doch die feinste Blüte entfaltete das Salzburgerische Geistesleben in der Musik, deren Pflege an der fürstbischöflichen Kapelle einen Anhalt fand. Hier lebte seit 1743 Leopold Mozart aus Augsburg, hier erblühte unter seiner einsichtsvollen Pflege das „Wunderkind“ Wolfgang Amadeus Mozart (geboren 1756), dessen geniale Schöpferkraft in unbegreiflicher Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit trotz aller Engherzigkeit des tyrannischen Erzbischofs Hieronymus und aller äußern Not des Lebens auch in Wien (seit 1781) das klassische Zeitalter der deutschen Musik heraufführte und die Oper von der Herrschaft der italienischen Weise befreite, die größte Leistung des katholischen deutschen Südostens im nationalen Geistesleben seit der Gegenreformation. Mit Recht hat man diesem größten Sohne Salzburgs (gestorben 1791) auf dem Mozartplatz inmitten der Barockpracht des siebzehnten Jahrhunderts ein Denkmal gesetzt und in seinem Geburtshause ein Museum eingerichtet.

Doch derselbe Erzbischof, der Leopold Mozart anstellte und in jener Ritterakademie eine zeitgemäße Anstalt stiftete, Leopold Anton Freiherr von Firmian (1724 bis 1744), ein persönlich ehrenwerter, sittenstrenger Herr, setzte sich mit dem Geiste der Zeit in den schärfsten Widerspruch, als er durch das Auswanderungspatent vom 31. Oktober 1731 nach vergeblichen Befehrversuchen seit 1728 die Protestanten aus dem Lande wies. Ein großer Teil der salzburgischen Bauernbevölkerung, im ganzen über 21000 Köpfe, verließ damals in siebenundzwanzig Zügen seine schöne Heimat. Es war, von andern Folgen ganz abgesehen, ein wirtschaftlicher Verlust, den das Land niemals verwunden hat, aber Salzburg blieb seinem Charakter als geistliche Stadt und geistliches Fürstentum auch darin treu, freilich zum Beweise, daß sich diese politischen Gebilde überlebt hatten. Die Geisteskultur, die in Salzburg gepflegt wurde, trug jahrhundertlang einen universalen, internationalen, weil geistlichen Charakter, die bildende Kunst und die Musik standen ganz und gar unter italienischem Einfluß. Daran hatte neben den kirchlichen Beziehungen auch die Persönlichkeit so mancher Erzbischofs ihren Anteil. Matthäus Lang war humanistisch gebildet und besorgte als Minister Kaiser Maximilians des Ersten lange Zeit dessen italienische Geschäfte, Ernst von Bayern hatte in Pavia studiert, Wolf Dietrich war im üppigen Hause seines haultustigen Oheims, des Kardinals Marx Sittich von Hohenems, in Rom aufgewachsen und hatte das Collegium germanicum besucht. Sein Nachfolger Marx Sittich gehörte jenem in Rom heimisch gewordenen Hause an, war durch seine Mutter der Nefte des berühmten Erzbischofs Karl Borromäus von Mailand, durch seine Großmutter mit den Medici verwandt und in Rom erzogen, also nach Abkunft und Bildung ein halber Italiener, Paris von Lodron stammte aus dem

italienischen Südtirol. Noch Leopold von Firmian hatte seine spätere Bildung im römischen Kollegium Sant' Apollinare empfangen. Aber die Hauptsache taten doch die geographischen Bedingungen. Von diesem wichtigsten Eingangstore zu den Ostalpen liefen die bedeutendsten Verkehrsstraßen nach Italien, und wie in der römischen Kaiserzeit, so strömten auf ihnen auch im Mittelalter und in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit die italienischen Waren und Kultureinflüsse nach dem Norden, während die Ostalpenländer vor allem ihre unererschöpflichen Naturschätze nach Italien führten.

Auf der alten großen Zufahrtslinie im engen Salzachtal zwischen den Zackigen Felskämmen des Berchtesgadner Landes und der starrenden Masse des Tännengebirges hinauf geht seit der zweiten Hälfte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Eisenbahn nach den Tauern. Bei Bischofshofen teilt sie sich. Die östliche Linie steigt durch die anmutige Hütttau an Radstadt vorüber nach dem Mandlingpasse (810 Meter), der Wasserscheide zwischen den Tälern der Salzach und der Enns, und folgt dann diesem sich rasch verbreitenden, mit Wiesen und Mooren bedeckten Tale zwischen den schroffen Abfällen des Dachsteingebirges und den Niedern Tauern. Angesichts der mächtigen langgestreckten Felswand des Grimming an der Nordseite zweigt die Bahn nach Auffsee ab; weiter östlich bei Liezen durchbricht die nördliche Linie nach Windisch-Garsten und Wels die Steilwand des Hohen Pyrgas, die alte Paßstraße über den Pyrn umgehend; die südliche tritt, sich bei Selztal von der Ennstallinie abzweigend, in das breite, sumpfige Paltental ein. Hier am Eingange liegt Rottenmann (richtig Notennann, 1048 Notennannun, „bei den roten Männern,“ die deutsche Übersetzung des slawischen Ortsnamens Cirminach); dahinter biegt die alte Straße, das Tal, dem die Eisenbahn weiter folgt, die dann über den niedrigen Sattel von Wald (849 Meter) ins Liesingtal hinabsteigt und so das Murtal bei St. Michael erreicht, verlassend, südwärts ab, überschreitet den Rottenmanner Tauern sehr scharf ansteigend in einer Höhe von 1265 Metern und senkt sich dann durch das Pölstal langsam nach dem Murtale hinab, das sie oberhalb von Judenburg erreicht.

Für Salzburg hatte dieser Paß weniger Interesse, weil er zu weit östlich liegt; weitaus wichtiger war für seine Beziehungen mit dem Süden der ihm weit nähere, obwohl wesentlich höhere Radstädter Tauern, den es von Anfang bis zum Ende der Paßstraße politisch beherrschte. Malerisch auf hohem Felsen thront Radstadt über dem breiten Ennstale (825 Meter); nach Süden öffnet sich das weite grüne Wiesental der Taurach, durch das die Straße führt, und läßt den Blick auf den mit Schneefeldern bedeckten Wall der Tauern frei, während im Norden das Felshaupt des Dachsteins aufsteigt. Bei Unter-Tauern verengt sich das Tal zu einer klammartigen, wasserfalldurchrauschten Enge; an der östlichen Seite zeigen sich hier die Reste der römischen Straße, die auch durch Meilensteine bezeugt ist. Auf der Gnadenalm, der zweiten Stufe, weitert sich das Tal, die Straße biegt scharf rechtwinklig nach Osten um und erreicht abermals durch eine Enge, in die der prächtige Johannesfall 140 Meter hoch herunterstürzt, und durch allmählich schwindenden Wald die dritte Talstufe (1649 Meter), die Mulde des alten Tauernhauses. Schon im

Jahre 1562 erbaut, ist es etwa zweihundert Jahre lang im Besitze der Familie Wiesenegg gewesen und gewährt in seiner Einrichtung noch ein Bild von dem regen Verkehr, der ehemals diese Straße belebte. In kurzem Aufstieg ist nun die Paßhöhe erreicht, eine flache Mulde von 1738 Metern Seehöhe, von der Pyramide der Seekarspitze im Norden überragt. Hier bezeichnete einst die römische Station in Alpe ein Meilenstein aus der Zeit des Antoninus Pius (138 bis 161) mit der Angabe der Entfernung von Teurnia her (54 m. p., d. i. 81 Kilometer); hier bezeugt aber auch der einsame Friedhof, der die Leichen der hier durch Lawinen und Schneestürme umgekommenen Reisenden aufnimmt, die Gefahren des Passes. Geringer als auf der Nordseite ist nun die Niveau-differenz auf der Südseite von der Paßhöhe bis ins Tal bei ziemlich derselben Entfernung, denn die Straße erreicht die Endstation Mauterndorf (das römische Mimurium) schon auf einer Seehöhe von 1132 Metern und damit eine der reizvollsten Landschaften der Ostalpen, den altsalzburgischen Lungau. Von drei Seiten her öffnen sich seine Täler, von den Tauern herabsteigend, zwischen reichbewaldeten Bergzügen nach der Talsohle der obern Mur, sodaß deren Talweg den einzigen bequemen Ausgang nach Osten bildet. Seit dem Aufhören des großen nord-südlichen Durchgangsverkehrs mit der Eröffnung der Semmeringbahn in ein behagliches Stillleben zurückgesunken, haben die Landschaften des Lungaus noch vieles aus alter Zeit bewahrt. Seit einigen Jahren stehen sie durch eine Schmalspurbahn wieder mit der Außenwelt in bequemerer Verbindung; sie geht von Mauterndorf aus und folgt dem Laufe der Mur von Tamsweg ab über Murau, also dem längern, aber in seinen Steigungsverhältnissen günstigeren östlichen Straßenzuge, der sich bei Mauterndorf von der kürzern aber schwierigeren westlichen Linie abzweigt. Ein römischer Meilenstein auf der Strecke zwischen Mauterndorf und Tamsweg meldet, daß der Kaiser Septimius Severus die vor Alter zusammengefallenen Steine (miliaria vetustate collapsa) im Jahre 201 n. Chr. wiederhergestellt habe.

Da, wo die Lungaubahn die Station Teufenbach erreicht, liegt die Sohle des breiten, waldbreichen Murtals nur noch in 744 Metern Seehöhe. Von hier zweigt die Straße nach dem Süden ab, denn hier bieten die Kärntner Tauern eine Einsattelung von nur 888 Metern Seehöhe, die allerdings die Straße in kurzem, steilem Anstieg erklimmen muß, während die Murtalbahn, mit der sich die Lungaubahn erst bei Unzmarkt vereinigt, von dort aus auf dem Höhenrande des rechten Ufers langsamer bergan steigt. Die Paßhöhe bildet die Wasserscheide zwischen der Mur und der Drau, die ältere Grenze zwischen Steiermark und Kärnten. Jenseits tritt die rasche Olsa bei Neumarkt in ein Engtal ein; am nördlichen Eingange liegt Neumarkt, wahrscheinlich das antike Noveja, der Hauptsitz des norischen Eisenbergbaus, die Stelle, wo 113 v. Chr. die Römer zuerst den Cimbern entgegentraten. Ein in der Nähe gefundener Meilenstein berechnet die Entfernung von Virunum aus. Den Südausgang des Passes bewachte das Schloß Dürrenstein hoch oben auf der östlichen Talwand; dann treten Straße und Eisenbahn in das breite, von Waldbergen umrahmte Tal der Metnitz ein. Da, wo diese die Olsa aufnimmt, liegt auf dem westlichen Ufer Friesach. Ein seltsam mittelalterliches Bild, ein Salzburg im

kleinen; denn so ungefähr mag die spätere Barockstadt Salzburg im Mittelalter ausgesehen haben: jenseits der schmalen Metritz eine kleine Stadt (von nur 1500 Einwohnern), umgeben von hoher, starker Zinnenmauer hinter einem tiefen und breiten Wallgraben, dessen Quellwasser aber so klar ist, daß hier seit alter Zeit Forellen (Saiblinge) gezüchtet werden, im Rücken gelehnt an drei isolierte, steile, bewaldete Hügel mit ragenden Türmen, Mauern und Kirchen, im Norden von einer etwas weiter abliegenden vierten Höhe beherrscht; drinnen eine Anzahl unregelmäßiger enger Gassen zwischen meist ansehnlichen Häusern unter hohen Dächern um einen großen, langgestreckten Markt mit einem schönen figurenreichen Renaissancebrunnen (von 1563) und einem stattlichen Rathause, an dessen Wand eine römische Doppelbüste eingemauert ist. Dazwischen erheben sich große Kirchen und Klostergebäude aus romanischer Zeit, zum Teil aber in gotischem Umbau: nicht weit vom Markte die Stifts- und Pfarrkirche zu St. Bartholomäi, deren Längsschiff und südlicher Turm noch romanische Formen zeigen, und neben der bis 1845 die kleine runde romanische Michaelskapelle stand, dahinter die Propstei und das Kanonikat des alten Kollegiatstifts, vor der Mauer im Norden die turmlose Dominikanerkirche mit hohem romanischem Mittelschiff aus dem dreizehnten Jahrhundert und das anstoßende Kloster, das jetzt Dominikanerinnen von Lienz inne haben, ganz im Westen am Fuße des mittlern Hügels der Rest der ältesten Dominikanerniederlassung auf deutschem Boden (1217), die Heiligenblutkirche. Hoch darüber ragen noch, von Fichten beschattet, die zertrümmerten Türme und Mauern des Roten Turms, links davon im Süden auf rundem Hügel, inmitten eines grünen Parks, die Ruine der Virgiliuskirche, die Herzog Engelbrecht von Kärnten 1131 dem Bischof Virgil von Salzburg zu Ehren gebaut hatte. Beide Hügel bildeten Teile der Stadtbefestigung, doch die eigentliche Zitadelle von Friesach, der Hohensalzburg vergleichbar, war der Petersberg an der Nordwestecke der Stadt, ein von Nord nach Süd langgestreckter, schmaler, nach allen Seiten in waldbedeckten Abhängen schroff abfallender Hügel. Am äußersten Süden hoch über der Stadt thront, von starken Mauern und romanischen Türmen umgeben, die kleine, in ihrem Kerne romanische Peterskirche, die urkundlich schon 1115 erwähnt wird, noch mit der flachen Holzdecke des ursprünglichen Baues; doch das schmale Plateau nehmen die Ruinen einer ansehnlichen, schon 1073 angelegten, um 1130 verstärkten und verschönerten Burg ein, heute ein Gewirr von halb im Schutt begrabnen Mauern, Gängen und Höfen, in denen arme Leute kärglich hausen und ihr Gemüse bauen, von Buschwerk überwuchert, hier und da von ein paar prächtigen Nußbäumen beschattet. Hoch über dem allen steigt auf der Westseite der mächtige romanische Hauptturm (Berchtrit, Donjon) in sechs Stockwerken auf; jetzt sind Dach und Böden eingestürzt, und nur von unten kann man die leidlich erhaltenen Wandmalereien der Burgkapelle im vierten Stock betrachten. Von dem Palas steht nur noch die innere Mauer mit einer Reihe romanischer Doppelfenster. Aber auch die Zeiten der Gotik und der Renaissance haben hier noch gebaut; der Gotik gehören u. a. zwei Halbtürme an den Langseiten, der Renaissance ein ansehnliches Gebäude mit Säulengalerien nach dem Hofe zu

an. Die Ruinen auf dem tiefer liegenden breitem Plateau am Nordende des Hügels sind die Reste des Schlosses Lavant, eines Baues aus dem Ende des Mittelalters und der Renaissancezeit, wo die Bischöfe von Lavant, die meist zugleich salzburgische Bizebome von Friesach waren, zu wohnen pflegten. Von der Höhe des Petersberges aus übersieht man das weite fruchtbare Metnitztal mit den dunkeln Waldbergen der Ostseite, hinter denen noch heute wie in der Römerzeit um Zeltschach und Hüttenberg der Eisenbergbau blüht, und wo drei Viertel des gesamten in Kärnten produzierten Eisens gewonnen werden; man schaut hinunter auf die malerische Stadt, auf das neue Lavanter Schloß, den Sitz der Verwalter der Herrschaft Lavant, und hinüber nach dem Geiersberge im Norden, auf dem inmitten der Reste eines dreifachen Mauerrings aus Gärten heraus ein viereckiger Streitturm aus dem zwölften Jahrhundert mit einer Renaissancekapelle der heiligen Anna ragt, der Schutzpatronin des Bergbaus. Ehemals war der Geiersberg wahrscheinlich mit den Festungswerken der Stadt verbunden, die ursprünglich sicherlich das Dominikanerkloster mit einschlossen und erst später enger gezogen wurden.

So zahlreiche und mannigfaltige Baudenkmäler verraten eine bedeutende Geschichte. In der Tat war Friesach auch in dieser Beziehung ein verkleinertes Abbild von Salzburg. Es war ein geistlicher Mittelpunkt als Sitz ansehnlicher Kirchen und Klöster, es war seit 1042 das Verwaltungszentrum der erzbischöflichen Herrschaft Friesach, die im Osten das große Hüttenberger Revier bis an die Seetaler Alpen umfaßte, im Westen die Täler der Gurl und der Metnitz bis über Gurl und Metnitz hinaus einschloß, im Süden bis an das Krapfeld, im Norden bis an die jetzige steirisch-kärntische Grenze reichte, im ganzen ein Gebiet von etwa zehn Quadratmeilen. Es war weiter ein wirtschaftlicher Mittelpunkt für den Verkehr zwischen dem Norden und dem Süden und für den heimischen Bergbau auf Eisen und Silber, an dessen ehemalige größere Ausdehnung noch zahlreiche Schlackenhalde und verbrochne Stollen an der Ostseite des Metnitztales erinnern. Der Ertrag an Silber (aus den Gruben bei Zeltschach) war im Mittelalter so bedeutend, daß Friesach die wichtigste Münzstätte wurde, wo auch die Patriarchen von Aquileja und die Herzöge von Österreich prägen ließen, und daß die Friesacher „Silberpfennige,“ von denen sechzig auf einen Gulden gingen, die Carantani, ein wichtiges Zahlungsmittel für den Verkehr mit Oberitalien waren. Daß Friesach 1016 mit dem Münzrecht auch das Markt- und Zollrecht empfing, hat neben seiner Lage an dieser großen Linie, an der „Eisenstraße,“ seine Verkehrsbedeutung begründet, die in der Kreuzzugszeit, als Venedig seit 1204 der Mittelpunkt des Levantehandels wurde, ihre Höhe erreichte. Hier vorüber gingen das Eisen und das Salz der Ostalpen nach dem Süden, die Boden- und Gewerbecprodukte der Mittelmeerländer nach dem Norden. Hier bestand schon 1038 ein Hospital, dessen kleine Kirche zu den zwölf Aposteln, jetzt in ein Theater umgewandelt, noch heute steht; hier gründete Erzbischof Konrad um 1130 ein andres für Reisende; hier hatte der Deutsche Ritterorden schon um 1230 eine Niederlassung mit Hospital, und sie existiert in verwandelter Form noch heute als Krankenhaus desselben Ordens.

Es ist begreiflich, daß diese „Eisenstraße“ zuweilen auch zur Kaiserstraße wurde. Sie zog Heinrich der Vierte, als er im April 1077 von Aquileja aus nach Deutschland zurückkehrte; um Mitte Mai 1149 verweilte König Konrad der Dritte, von seinem unglücklichen Kreuzzuge über Aquileja heimreisend, in Friesach, hier hielt Kaiser Friedrich Barbarossa im März 1170 einen Hofstag, um die durch den Streit mit dem Erzbischof Adalbert verwirrten Verhältnisse der Salzburger Kirche zu ordnen. Auch sonst fanden hier oft größere Versammlungen statt: 1161 eine Synode für die Salzburger Erzdiözese, 1217 ein glänzendes Turnier, das der abenteuerliche Minnesänger Ulrich von Lichtenstein, der Herr des hohen Schlosses Frauenburg bei Unzmarkt im Murtaletal, weitläufig beschrieben hat, noch 1470 ein kärntisch-steirischer Gesamtlandtag wegen des Türkenkriegs. Auch in wirtschaftlicher Beziehung griffen die Landesherren noch später in die Geschichte Friesachs ein. Kaiser Friedrich der Dritte gab der Stadt 1458 den freien Handel mit dem Eisen von Hüttenberg und die Eisenniederlage für Kärnten, Erzbischof Leonhard wies 1498 die allzu einflußreich gewordenen Juden aus, deren Stellung an dieser Straße schon der Name und das Emporkommen Judenburgs beweist. Ein so wertvoller wirtschaftlicher Mittelpunkt mußte im Mittelalter auch militärisch geschützt werden. Schon 1073 wurde deshalb Friesach befestigt, wahrscheinlich auch die Burg auf dem Petersberge errichtet, 1134 die jetzt noch vorhandne Mauer erbaut, 1519 alle Werke wiederhergestellt. Freilich brachte diese militärische Bedeutung auch schweres Ungemach über die Stadt. Seit 1090 ist Friesach in jedem Jahrhundert wenigstens einmal belagert und oft auch nach hartem Kampfe genommen worden; 1478 erschienen sogar die Türken vor Friesach, und noch häufiger als von Belagerungen ist es von Feuersbrünsten verheert worden, sodaß es an ältern Häusern nur wenig aufzuweisen hat. Trotzdem erhielt sich die Verkehrsbedeutung der Stadt auch in der neuern Zeit. Sie war deshalb auch für fürstliche Reisende eine beliebte Raststätte, so für Maria Anna von Spanien, die Braut Ferdinands des Dritten 1631, für Kaiser Leopold den Ersten 1660, für seine Gemahlin Kaiserin Margareta (von Spanien) 1666, und sie sah im Frühjahr 1797 zum erstenmal große moderne Heerzüge, als die Österreicher vor Bonaparte zurückwichen, und die siegreichen Franzosen bis Judenburg vordrangen.

Da, wo das salzburgische Gebiet im Süden abschloß und die Metnitz von der Gurk aufgenommen wird, die Römer aber im Tale bei Treibach die Poststation Matucaium hatten, ragen links, östlich von der Straße auf langgestreckter Höhe graue Mauern und ein starker viereckiger Turm am Südende, Reste der salzburgischen Grenzburg Althenhofen, die 1307 erbaut wurde. Sie beherrschte das Krampfelfeld (Grabfeld), eine weite, teils wellige, teils ganz flache fruchtbare Ebene am östlichen Ufer der vielgewundenen Gurk. Sie durchschneidend wendet sich die Straße südwestlich nach St. Veit, wo sie die Glan erreicht; die Eisenbahn verläßt erst bei Launsdorf die Gurk und biegt dann scharf westlich zur Glan hinüber. Wir sind im alten Herzlande Kärntens, einer malerischen, anmutigen, abwechslungsreichen Mittelgebirgslandschaft. Angesichts der fernen blauen Kette der Karawanken erheben sich aus dem welligen Lande zahlreiche

isolierte, bald höhere, bald niedrigere, meist bewaldete Gipfel: im Osten der Glan der spitze Regal, der das stolze, in seinen Grundlagen römische, lange salzburgische Schloß Hoch-Osternitz trägt, südlich davon die hohe, oben abgeflachte Pyramide des Magdalenen- oder Helenenbergs mit seiner kleinen Wallfahrtskirche, dann der flachere, bewaldete Töltchacher Berg, gegenüber am westlichen Ufer der Glan der dreigipflige Ulrichsberg. Die wellige Ebene am Westhange des Töltchacher Berges, die sich dann in raschem, jetzt bewaldetem Abfall nach dem breiten Glantale hinunterstürzt, heißt seit alter Zeit das Zollfeld, und hier lag die bedeutendste Römerstadt Noricum, Virunum, die sich in einer Ausdehnung von etwa 3200 zu 1125 Metern zwischen Arndorf im Süden und der Kapelle St. Michael im Zollfeld im Norden hinzog. Was hier gelegentlich zutage gekommen ist, findet man größtenteils in dem schönen Landesmuseum zu Klagenfurt; über der Erde ist an Ort und Stelle von der alten Stadt, die einst in einer großen Feuersbrunst zugrunde ging, fast nichts mehr vorhanden, außer einer Anzahl römischer Inschriftsteine an den Wänden der kleinen, einsam im Felde stehenden Antoniuskapelle in der Nähe des Gasthauses „Zum Zollfeld,“ dem sogenannten Brunnerkreuz von 1693, die der Stifter, Joh. Dominik Brunner, hier hat einmauern lassen; aber wenn im Frühjahr über dem Grabe der untergegangnen Stadt die Saat aufsprießt, dann treten die Linien der alten Gassen und Mauerzüge in dem schwächern Bestande und der selben Färbung des jungen Grüns deutlich hervor, und der weithin umschauende Helenenberg im Nordosten der Stadt trägt um die Kirche noch antikes Mauerwerk, wahrscheinlich die Reste einer römischen Befestigung zur Beobachtung der Straße. Und ob auch der Name Virunum völlig verscholl, die Überlieferung, daß hier einst eine bedeutende Römerstadt gestanden habe, hat sich immer erhalten, und später hat die slawische wie die deutsche Besiedlung doch an diese Stätte angeknüpft. Kaum eine Viertelstunde (einen Kilometer) vom Südrande der antiken Stadt entfernt erhebt sich auf einem flachen, teilweise bewaldeten Hügel inmitten eines kleinen ummauerten Friedhofs und stattlicher Bauerngüter eine große zweitürmige Kirche, ein hochgewölbter, dreischiffiger gotischer Bau mit Querschiff und steilem Dach, auf Stundenweite in der ganzen Gegend sichtbar. Das ist die älteste mittelalterliche Kirche Kärntens, Maria Saal (S. Maria in Solio, S. Maria in Zol, S. Maria ad Carantanam, slowenisch Gospa sveta, d. i. heilige Herrin), die der salzburgische Landbischof Modestus um 700 auf die Bitte des Slavenherzogs Cheitmar errichtete. Von dem alten romanischen Bau ist nur noch der südliche Turm mit seinen kleinen Rundbogenfenstern übrig. Nach dieser Kirche nennen die Slowenen noch heute das Zollfeld Gospa sveta polje. Auch für sie war dieses ein Mittelpunkt. An der alten Straße südwestlich von Virunum steht noch der Herzogsstuhl, der aus römischen Werkstücken roh zurechtgemacht ist und ihrem Herzog noch in deutscher Zeit als Thronfessel diente, wenn er die Huldigung seiner getreuen Untertanen im freien Felde empfing, um sich dann in der Kirche Maria Saal den Segen zu holen; gegenüber aber, auf der westlichen Seite der Glan trug ein flacher Hügel die älteste Herzogsburg, die Karnburg (Carantana), später, im neunten und im zehnten Jahrhundert eine

Königspfalz. Von Virunum aus verzweigten sich die Straßen ins Drautal nach Ost und West. Die westliche ging nach dem Nordufer des herrlichen Wörther Sees und an diesem entlang, wo bei Krumpendorf ein Meilenstein aus der Zeit des Septimius Severus die Entfernung von Virunum auf 15 m. p. (22,5 Kilometer) angibt, und mündete bei Villach (Santicum) in die ostwestliche Straße im Drautale. Die Richtung der heutigen Eisenbahn Klagenfurt-Villach beruht auf einer Verdrückung jener Linie nach Süden, eine Folge des Emporkommens von Klagenfurt, das an der Furt der Klage (d. i. Glan) erst seit dem dreizehnten Jahrhundert hervortritt, 1268 mit Marktrecht und Burg als salzburgisches Lehen an den Herzog von Kärnten gegeben wurde und so erst im sechzehnten Jahrhundert an Stelle des ältern St. Veit zur Landeshauptstadt geworden ist.



Die Lebensschicksale eines geisteskranken Fürsten zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges

(Schluß)



un beginnt die anderthalbjährige strenge, geheime und mit unerhörter geistiger Folter verknüpfte Haft, aus der nur der Tod den unglücklichen Fürsten erlösen sollte.

Gleichsam zur Rechtfertigung dieser Maßnahme wurde zunächst eine Durchsuchung der, abgesehen von dem aus neununddreißig Pferden bestehenden Marstall, sehr dürftigen Fahrnis Johann Friedrichs in Zehtershausen, Tambuchshof, Reinhardtsbrunnen und Georgenthal vorgenommen, alles Verdächtige beschlagnahmt und die meist aus gutem Grunde sehr zurückhaltenden Zeugen seines Treibens verhört. Zugleich erschienen zwei Rechtsgelehrte, Rudolf von Dieskau und Friedrich von Kospoth, sowie drei Theologen, der Generalsuperintendent Cromayer aus Weimar und die Professoren Major und Gerhardt aus Jena, zu einer Vernehmung des Herzogs selbst. Die Rechtsgelehrten scheinen mit Rücksicht auf die geistige Verfassung des hohen Infulpaten ihr undankbares Amt sehr bald aufgegeben zu haben. Mit um so größerer Hingebung und Ausdauer bemühte sich von nun an aber die Geistlichkeit um den unglücklichen Fürsten, indem sie ihn auszuforschen, zum wahren Glauben zurückzuführen und den Teufel aus ihm auszutreiben versuchte.

Mit besondrer Sorgfalt waren der Herzog Wilhelm und seine Brüder bestrebt, zu verhindern, daß von seiner Inhaftierung und ihren Gründen, die nach den damaligen Ehrbegriffen als ein Schimpf für das ganze Haus Sachsen empfunden wurden, das Geringste nach außen dringe. Der Kerker der „hoch angefochtenen fürstlichen Person,“ wie der Herzog zu größerer Geheimhaltung unter Weglassung seines Namens von jetzt ab bezeichnet wurde, bestand aus zwei starkmaurigen und gewölbten Räumen, die durch eine geschlossen gehaltne Tür und ein offnes Loch verbunden waren. Das hintere Gemach war für